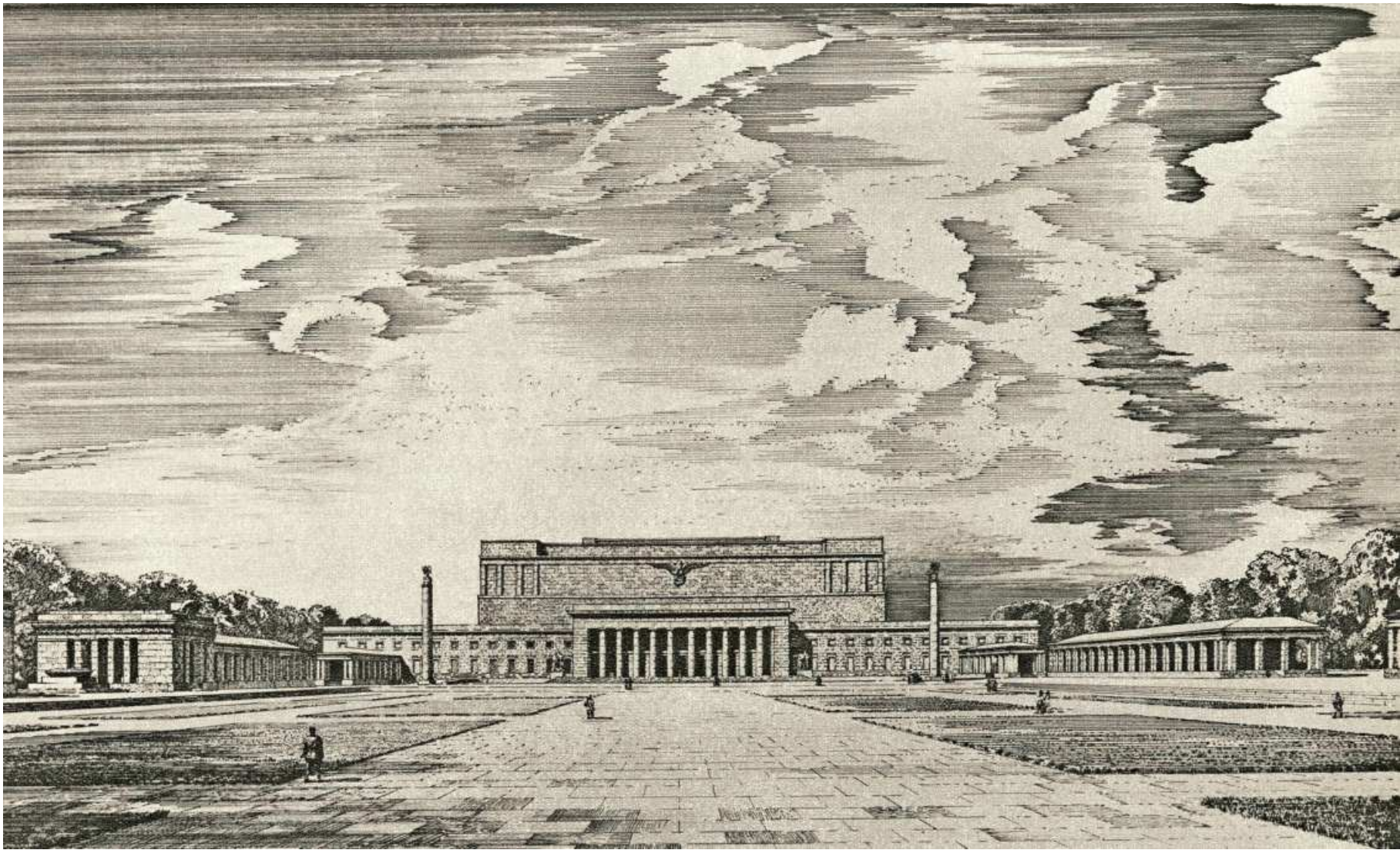




Entwurf für die „Halle der Volksgemeinschaft“ auf dem Gauforum Dresden von Wilhelm Kreis, 1937

Foto DOM Publisher

Pläne für die Kolonialstädte

Im internationalen Kontext: Ein exzellent illustrierter Sammelband zum Städtebau in der NS-Zeit überzeugt durch Aufbau und manche neue Perspektive.

Noch ein Buch zum Bauen im Nationalsozialismus? Das ist ein Wagnis, denn es scheint kaum mehr eine Facette des Themas zu geben, die nicht eingehend erforscht, vielfach dargestellt und mitunter kontrovers diskutiert worden wäre. Die Fülle der Studien ist kaum überschaubar. Erst 2023 wurde ein groß angelegtes Forschungsprojekt abgeschlossen, aus dem eine vierbändige Publikation und die viel beachtete Ausstellung „Macht, Raum, Gewalt“ in der Berliner Akademie der Künste hervorging. Dennoch bietet ein neuer Band über den Städtebau im Nationalsozialismus auf mehr als sechshundert Seiten nicht nur einen umfassenden, gut geschriebenen und hervorragend illustrierten Überblick, sondern auch manche neue Perspektive auf das vermeintlich so bekannte Thema.

Ein besonderes Augenmerk gilt in ihm den bisher unterbelichteten internationalen Bezügen des Planens und Bauens im Dritten Reich. Als Hitlers Leibarchitekt Albert Speer die berühmten, gigantomanischen Pläne zum Ausbau Berlins erarbeitete, war in Rom bereits die Via dell’Impero als triumphale Paradedstraße der faschistischen Diktatur errichtet und in Moskau der Stadtbau im monumentalen Stil des stalinistischen Historismus in vollem Gange.

Die Blicke der deutschen Planer richteten sich stets auf Entwicklungen in den älteren Diktaturen Europas wie Italien, der Sowjetunion oder auch Portugal ebenso wie in den Vereinigten Staaten oder in Großbritannien. Das gilt für alle Segmente des Städtebaus, der in der Publikation denkbar breit gefasst wird – von repräsentativen Staatsbauten über Wohnviertel, Siedlungen, Dörfer, Neustädte und Altstadtsanierungen, Schulen, Heime und Kultstätten des Regimes, Autobahnen, Flugplätze, Wasserstraßen und Kraftwerke bis zu Industriebetrieben, Militäranlagen und Bunkern, Arbeits- und Konzentrationslagern. In diesem umfassenden Sinne wird der Städtebau als Zurichtung von Stadt und Land für die politische Agenda der Nationalsozialisten, die Durchsetzung des totalitären Anspruchs der Diktatur und die Vorbereitung des Krieges verstanden.

Der Band macht deutlich, dass die bombastischen großstädtischen Prestigeprojekte in einem vergrößerten Neoklassizismus, der heute als Inbegriff der NS-Architektur gilt, nur einen Bruchteil des Bauens im Dritten Reich ausmachten. Bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten startete ein gewaltiges Bauprogramm, das der Aufrüstung, insbesondere dem zunächst geheim gehaltenen Aufbau der Luftwaffe diente. Zu einem der wichtigsten Bautypen wurde damals die Holzbaracke, die in den zahllosen Arbeitslagern in der Nähe von Baustellen, bald auch in Gefangenen- und Konzentrationslagern zum Einsatz kam. Die Entwürfe für die massenhaft vorgefertigten Unterkünfte, die für das zivile Bauen ebenso wichtig waren wie für Kriegführung und Terrorherrschaft, wurden von der spezialisierten Holzbauabteilung eines Konzerns in der beschaulichen Kleinstadt Niesky in der Oberlausitz entwickelt.

Solche Forschungsergebnisse stehen beispielhaft für das besondere Interesse des Bandes an organisatorischen Struk-

turen, institutionellen Rahmenbedingungen und ökonomischen Grundlagen – kurz: an den Produktionsverhältnissen des Planens und Bauens. Je repressiver die Diktatur wurde, desto unerschöpflich schienen die Ressourcen ihres Städtebaus – und zugleich führte dessen Arbeitskräftebedarf zu immer brutaleren Zwangsmaßnahmen. Bereits 1938 verpflichtete sich SS-Chef Heinrich Himmler gegenüber Albert Speer, KZ-Insassen für die Beschaffung von Baustoffen einzusetzen. Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs und der räuberischen Besatzungspolitik vor allem im Osten Europas gehörte die Verfügbarkeit von Zwangsarbeitern zu den zentralen Voraussetzungen der Bauprojekte.

Im Einklang mit jüngeren Forschungsergebnissen zeigt der Band, dass der Städtebau nicht nur tief in die Verbrechen des NS-Staates verwickelt war, sondern einen beträchtlichen Teil von ihnen auch selbst hervorbrachte. So wurde im besetzten Polen ein Umsiedlungsprogramm eingeleitet, das die Vertreibung der einheimischen, vor allem polnisch-jüdischen Bevölkerung und eine deutsche Neubesiedlung vorsah. Teil des Programms war auch die brachiale Umgestaltung bestehender Städte. So sollte etwa in dem nördlich von Warschau gelegenen Zichenau (Ciechanów), wie es der Architekt Artur Reck formulierte, das „trostlose Erbe der polnisch-jüdischen Kleinstadt“ überwunden werden. Jüdische Zwangsarbeiter mussten weite Teile der Stadt abreißen, um Platz für den Neuaufbau einer „ostdeutschen Kolonialstadt“ zu schaffen. Auch wenn der Großteil der Planungen wegen des Kriegsverlaufs auf dem Papier blieb, forderte der Städtebau in den besetzten Gebieten viele Opfer. In Gestalt von Konzentrationslagern lieferte er auch die Infrastruktur für die Ermordung derjenigen, die die Zwangsarbeit überlebt hatten.

Erhellend ist der Hinweis, dass auch die nationalsozialistische „Ostraumpla-

nung“ Vorbilder in anderen Ländern hatte, vor allem in dem durch das faschistische Italien kolonisierten Libyen. Diese wurden allerdings durch die „terroristischste Form der Kolonisation“ in den eroberten Gebieten bei Weitem übertroffen. Die Kontextualisierung der Entwicklungen „in einem internationalen Erfahrungsraum“ ist eine besondere Stärke des Buches. Etwas bedauerlich sind aber die Lücken in der Rezeption internationaler Forschungen. So wurden die maßgeblichen polnischen Studien zum NS-Städtebau kaum verarbeitet.

Angesichts der thematischen Breite und Komplexität der Publikation, in der mit nahezu zweitausend Fußnoten auf Quellen und Literatur verwiesen wird, sind solche Lücken allerdings schwer zu vermeiden. Acht Autorinnen und Autoren haben an dem Band mitgeschrieben, darunter erfahrene Forscher wie der federführende Harald Bodenschatz, Christiane Post und Max Welch Guerra, ebenso aber auch junge Talente wie Victoria Grau und Jannik Noeske. Das Erstauflage dabei ist: Das Buch ist durchgehend gut lesbar und wirkt wie aus einem Guss. Es ist kein Sammelband mit zwischen zwei Buchdeckel gezwängten individuellen Aufsätzen, sondern eine echte kollektive Monographie, die auch durch kohärenten Aufbau und sorgfältige Redaktion überzeugt.

ARNOLD BARTETZKY



„Städtebau im Nationalsozialismus“. Angriff, Triumph, Terror im europäischen Kontext 1933–1945.

Hrsg. von Harald Bodenschatz u. a. DOM publishers, Berlin 2025. 624 S., Abb., geb., bis zum 7. August 2025 98,- €, danach 128,- €.

Die Angst, kein Ossi zu sein

Es geht auch ohne Klassenverrat: Der Soziologe Wolfgang Engler blickt zurück auf seinen Werdegang

Seit einigen Jahren floriert das Genre des Klassismus-Memoirs. Ausgehend von Frankreich, wo Annie Ernaux, Didier Eribon und Édouard Louis ihren mühevollen Aufstieg in die Pariser Gesellschaft zu Bestsellern verarbeitet haben, gelangte diese Erzählweise auch nach Deutschland. Der Verlauf ist immer ähnlich: Jemand verlässt sein proletarisches Herkunftsmilieu, um Karriere zu machen, und hat Probleme, sich in der neuen bürgerlichen Umgebung zurechtzufinden: Der Habitus ist ihm fremd. Er weiß nicht, wie er sich verhalten soll. Außerdem hardert er damit, dass er die eigenen Leute verraten musste, um oben anzukommen. Die Folge ist Scham, immerzu Scham und Wut auf die Arroganz der Eliten.

Wolfgang Englers neues Buch fügte diesen Geschichten vom Aufstieg eine weitere hinzu – und erweitert sie um eine spektakuläre Pointe: Der Soziologe, der in den Neunzigerjahren als Kenner der Ossis bekannt wurde, hat nämlich ein Gesellschaftsmodell erlebt, in dem Aufstieg ganz anders funktionierte: Er war normal, gehörte zu den gehaltenen Versprechen der DDR, wie Engler am Beispiel seiner eigenen Biographie erzählt.

Engler, der als halbes Arbeiterkind in Ost-Berlin aufwächst, bringt es in der DDR zum Universitätsdozenten – ganz ohne Klassenverrat, Scham über den Seitenwechsel, „falsche Ehrfurcht“ und „Unterlegenheitsgefühle“. Den Grund hierfür sieht Engler darin, dass die DDR als „arbeiterliche Gesellschaft“ den sozialen Raum bewusst öffnete: Proletariat sollten studieren, und das Bürgertum war angehalten, sich für die Welt der Arbeiter zu interessieren. Sie alle verschmolzen zu einer „kultursozialistischen“ Einheit, in der sich keiner besser fühlen durfte als der andere. Und niemand schlechter. Eigentlich sollte überhaupt niemand auffallen. Ein umfassendes Kulturprogramm, oft organisiert auf Basis der Betriebe, sorgte für die Heausbildung eines einheitlichen Geschmacks. „Werkleiter, Schriftsteller, Universitätsprofessoren“ und Arbeiter pflegten „denselben robusten arbeitlerlichen Habitus“.

Dennoch – und das ist die nächste Pointe in diesem fulminant geschriebenen Buch – gab es durchaus Scham in der DDR. Keine Aufstiegs-, sondern eine Dauerscham, die das Leben begleitete. Als wäre sie aus den Verhältnissen zwischen den Klassen in den Alltag gewandert, wo sie zum Organisationsmittel der Gesellschaft wurde. „Wir waren“, schrieb Engler „Kinder der Ordnung“: „Gehemmtheit“ und eine „Fremdheit“ sich selbst gegenüber gehörten zur Gesellschaft der Gleichen.

War die DDR damit vielleicht sogar Avantgarde? Das klingt zumindest durch, wenn Engler in einem Kapitel Norbert Elias’ Zivilisationstheorie ausführt. Elias, der heimliche Held dieses Buchs, ging davon aus, dass die Moderne zu Verdichtung, Verengung und zum Abbau von Standesunterschieden führt. Man muss miteinander auskommen. Das erhöht den Zivilisationsdruck, die Normierung des Verhaltens. Die „Schamgrenze“ rückt unaufrührbar vor. War die DDR also besonders zivilisiert, weil sich alle immerzu schämten?

Nach der Wiedervereinigung hatte Engler zunächst eine andere Theorie: Er warf seinen nörgehenden Landsleuten Anfang der Neunzigerjahre einen Mangel an „Zivilisierung“ vor, lachte gemeinsam mit Westkollegen über die Unbeholfenheit der Ossis im neuen System. Heute schämt er sich dafür, wie er in langen Passagen voller Selbstzweifel bekennt. Er bereut sein fehlendes Einfühlungsvermögen damals, seinen „präsidialen Gestus“, mit dem er über den Lagern

schwebte, als hätten es beide Seiten nicht leicht miteinander: Ost wie West. Offenbar wollte er nicht, dass man ihn für einen Jammer-Ossi hält. Was die DDR nicht geschafft hatte, bewirkte nun die Wiedervereinigung: Engler fühlte sich als Verräter, als „Konvertit“.

Er selbst ist in der Bundesrepublik nämlich weich gelandet, wurde als einer der wenigen Ost-Dozenten nicht abgewickelt und sogar zum Professor berufen. Seine Bücher wurden Bestseller, er schrieb als Gastredakteur für die „Zeit“, unterrichtete in St. Gallen. Seine Landsleute hatten derweil zu knabbern. Arbeitslosigkeit, Treuhand und landesunkundige Machthaber aus dem Westen sorgten für eine Misere, die die DDR-Tristesse zu übertreffen schien: „Enteignung, Entwurzelung, Vertreibung“, fasst Engler die Erfahrung jener Jahre zusammen.

Englers Buch liest sich wie eine Wiedergutmachung an den Ossis, mit denen er damals zu streng war. Dabei verführt ihn die nachträgliche Milde mitunter zu überzogener Nachsicht: Die Aufarbeitung der Stasi erklärt er zu einem bloßen Manöver der „Ablenkung“, um die Ossis



Wolfgang Engler: „Brüche“. Ein ostdeutsches Leben. Aufbau Verlag, Berlin 2025. 347 S., geb., 22,- €.

auf Linie zu bringen. AfD-Wähler findet er gar nicht so rechts; die AfD berge sogar „Chancen“, das Land zu verbessern, wenn man den Unmut nur auf links drehe. Und Autoritaries oder einen Diktaturschaden kann Engler bei den Ossis nicht erkennen.

Dabei hat Engler zuvor eindrucksvoll die bedrückende Atmosphäre in der DDR geschildert, die „beklemmende Ähnlichkeit“ und das Ressentiment gegen Abweichter, unter dem er selbst litt. Auch klingen halbverpflichtende Betriebsausflüge ins Musical im Namen des Kultursozialismus nicht gerade nach Wegen ins Reich der Freiheit. Dass er all dies beschreibt, aber nicht in seine Theorie des Ossis einfließen lässt, verweist auf einen Zwiespalt in der Person Englers, die uns wie der Protagonist eines wirklich aufregenden Romans vorgestellt wird: Er schwankt zwischen Ost und West, neigt mal zu der einen und dann umso heftiger zu der anderen Seite.

Insegeheim hat Engler womöglich das Gefühl, gar kein richtiger Ossi zu sein. Seine Referenzen – Luhmann, Elias, Habermas, Bourdieu – sind durch und durch westlich, was er an einer Stelle auch einräumt. Und als er 2017 als Rektor der Schauspielschule Ernst Busch verabschiedet wird, wird seine ostdeutsche Herkunft mit keinem Wort erwähnt. Die meisten seiner Kollegen, schreibt Engler ein wenig niedergeschlagen, wussten von ihr vermutlich gar nicht.

So entsteht der Eindruck, Engler will unbedingt dazugehören, ein Ossi sein. Da vergibt er seinen Landsleuten schon mal die eine oder andere Grobheit. Dabei ist diese Grobheit das eigentlich Interessante: Sie verweist auf ein Dilemma, das die Klassismus-Literatur kaum beleuchtet hat: Wer die Habitusstranken durchbrechen will, landet schnell beim kultursozialistischen Kollektiv, das ähnlich repressiv verfährt wie die verhassten Elitenzirkel – oder sogar noch ein bisschen derber, weil es sich nicht über-, sondern unterlegen fühlt. Klassismus von unten ist jedenfalls auch nicht ohne.

MORITZ RUDOLPH

Ein Biss vom Herrchen zum Abschied

Zu viel Gewese um den Tod? Die Philosophin Susana Monsó traktiert ihn mit einem Parcours durch die vergleichende Betrachtung des Sterbens bei Tier und Mensch

Mit dem Opossum ist es ein wenig wie mit Schrödingers Katze: Es kann einen Zustand einnehmen irgendwo zwischen lebendig und tot. Fühlt sich das Tier bedroht, kippt es um und bleibt wie gelähmt liegen, Körpertemperatur und Atemfrequenz sinken, die Zunge hängt blau verfärbt aus dem Maul, es verdreht die Augen und fängt sogar an, nach Verwesung zu stinken. Dennoch hat das Opossum die Lage im Blick, ist die Luft rein, steht es auf und geht seiner Wege.

Das Opossum stellt sich tot, und zwar sehr überzeugend. Aber versteht es, was es bedeutet, tot zu sein? Versteht es, dass sein Leben endlich ist? Oder was es bedeutet, wenn ein anderes Lebewesen gestorben ist? Haben nur Menschen die Einsicht, was es mit Tod auf sich hat? Der Mensch mache viel Aufhebens vom Tod, der Blick auf den Hunden, die mit ihren verstorbenen Herrchen eine Weile allein waren und die Leichen angefressen haben, obwohl ihr Futternapf noch voll war.

Will man verstehen, was Tiere vom Tod wissen, besteht die Herausforderung darin, nicht zu viel menschliches Gefühl auf die Tiere zu projizieren – „emotionalen Anthropozentrismus“ nennt Monsó das –, aber auch nicht zu wenig. Es gilt, die Geschichten über sterbende Tiere immer wie-

schweigend zusehen, wie ein verstorbener Gruppenmitglied weggebracht wird, Elefanten, die versuchen, sterbende Herdenmitglieder wieder aufzurichten, oder Delfine, die sterbende Artgenossen über Wasser halten – mit penibler philosophischer Analyse von Beobachtungen, Begriffen und Bedingungen. Und mit we-



Susana Monsó: „Das Schweigen der Schimpansen“. Wie Tiere den Tod verstehen. Aus dem Spanischen von Thomas Brovot. Insel Verlag, Berlin 2025. 254 S., Abb., geb., 28,- €.

niger hührenden Geschichten, etwa jenen von Hunden, die mit ihren verstorbenen Herrchen eine Weile allein waren und die Leichen angefressen haben, obwohl ihr Futternapf noch voll war.

Will man verstehen, was Tiere vom Tod wissen, besteht die Herausforderung darin, nicht zu viel menschliches Gefühl auf die Tiere zu projizieren – „emotionalen Anthropozentrismus“ nennt Monsó das –, aber auch nicht zu wenig. Es gilt, die Geschichten über sterbende Tiere immer wie-

der zu hinterfragen, sich die eigenen Kriterien bewusst zu machen und zu überlegen, ob es nicht noch andere Erklärungen geben könnte. Ob es Verwirrung ist, Aufregung, Hunger, Angst oder Trauer, die Hunde bewegt, ihre verstorbenen Herrchen anzufressen, ist bislang nicht geklärt. Auf jeden Fall gibt es mehr Arten, emotional auf den Tod zu reagieren, als die, die wir von Menschen kennen, so die Autorin.

Um diese Vielfalt in den Griff zu bekommen, stellt sie drei Kriterien für ein Verständnis vom Tod auf: Kognition, Erfahrung und Emotion. Um einen Begriff vom Tod zu haben, dürfen Tiere demnach nicht stereotyp auf den Tod reagieren, sondern müssen anhand der Begegnung mit Toten oder Sterbenden einen Lernprozess durchlaufen haben, müssen verstanden haben, dass Tote die Dinge, die Lebende gewöhnlich tun, nicht mehr tun können und dass sich dies auch nicht mehr ändern wird. „Übergang in die irreversible Nichtfunktionalität“, nennt Monsó das. Zudem müssen sie den Begegnungen mit Tod und Sterben Aufmerksamkeit schenken, es muss sie interessieren.

Nach diesen Kriterien gibt es viele Tiere, die offenbar kein Verständnis vom Tod haben. Dazu gehören etwa die Ameisen. Sie sind durchaus in der Lage, in Not gera-

tenen Artgenossen zu helfen. Doch wenn sie nach Tod riechen, nämlich nach Ölsäure, werden sie aus dem Bau befördert. Pinselt man lebende Ameisen mit Ölsäure ein, werden sie hinausgeworfen, auch wenn sie sich heftig wehren: eine unveränderliche Reaktion auf einen Schlüsselreiz.

Aussichtsreichere Kandidaten für ein Verständnis vom Tod findet Monsó unter den Säugetieren. Sie haben meist reichlich Erfahrung mit dem Tod, denn ihr Leben ist ständig in Gefahr; dass der Nachwuchs erwachsen wird, ist bei vielen Arten eher die Ausnahme als die Regel. Bei Schimpansen liegt die Kindersterblichkeit bei etwa fünfzig Prozent, berichtet die Autorin, bei den Löwen der Serengeti bei 76 Prozent. Die einen töten, um satt zu werden, die anderen versuchen zu verhindern, dass sie als Mahlzeit enden. Und dann gibt es noch die unschönen Berichte über Verhaltensweisen unserer nächsten Verwandten, die als Entführungen, Morde, Kriege und Infantizide beschrieben werden. Und die zumindest zum Teil sorgfältig geplant zu sein scheinen.

Verschiedene Studien belegen zudem, dass viele Tierarten ein Verständnis davon haben, wie Artgenossen sich gewöhnlich verhalten und wie, im Gegensatz dazu, Tote aussehen. Die Tiere prüfen auch

sorgfältig, ob ein Artgenosse, ein Beutetier oder ein potentieller Räuber wirklich tot ist. Sie zupfen an einem toten Tier herum, schauen es genau an, riechen daran. Im Wesentlichen gilt: Wer tot ist, liegt merkwürdig herum, reagiert nicht und stinkt. Zu verstehen, dass Tiere tot sind, bedeute letztlich erst einmal nur, sie neu zu kategorisieren: raus aus der eigenen Gruppe, hin zu Wesen, von denen das gewöhnliche Verhalten nicht mehr zu erwarten ist. „Besonders anspruchsvoll“, so die Autorin, „ist eine solche Form des Lernens nicht, und so gibt es auch keinen Grund anzunehmen, sie sei im Tierreich nicht allenthalben anzutreffen.“

Aber verstehen die Tiere auch, dass der Tod unvermeidlich ist, dass sie selbst sterblich sind? Immerhin macht dieses Wissen für Menschen das eigentliche Drama des Todes aus. Für den Trick des Opossums reicht das Wissen der anderen, wie ein totes Tier aussieht. Es selbst muss so wenig vom Tod wissen wie eine Heuschrecke namens „Wandelndes Blatt“ darüber, dass sie aussieht wie ein Blatt. Was könnte also als Beweis für eine solche Einsicht gelten? Von manchen Tierarten wird berichtet, dass sich sterbende Individuen von der Herde absondern, aber sind sie vielleicht einfach

zu geschwächt, um mitzuhalten? Man könne aufgrund von Verhaltensstudien zumindest davon ausgehen, manche Tiere könnten verstehen, dass es ihnen in einer Situation, in der ein Artgenosse zu Tode kam, ebenso ergehen könnte, meint Monsó. Darüber hinaus ließe sich wenig wissen. Auf das weite Feld der Diskussionen um Bewusstsein und Selbstbewusstsein bei Tieren wagt sie sich nicht. Stattdessen rettet sie sich in den Gemeinplatz, die Abwesenheit von Beweisen für ein Phänomen beweise nicht die Abwesenheit des Phänomens. Vermutlich seien Menschen die einzigen Wesen mit einer Vorstellung von der Unvermeidbarkeit des Todes. Dennoch solle man keine zu scharfe Grenze zwischen Mensch und Tier ziehen.

So steht am Ende der sorgfältigen und betont sachlichen Analyse die nicht so überraschende Einsicht, dass die verschiedenen Tierarten über ein unterschiedlich ausgebildetes Verständnis vom Tod verfügen. Die These, man könne von den Tieren lernen, dass es kein Rätsel um den Tod gebe, sondern nur den Übergang in die Kategorie derer, die herumliegen und stinken, wird der kognitiven Komplexität des Menschen aber vielleicht doch nicht ganz gerecht.

MANUELA LENZEN